

Frühjahr

Die beiden massigen Männerkörper ragten weit aus dem geöffneten linken Seitenfenster der weißen Sattelzugmaschine. Der untere Kopf hing, von den Händen des einen Lkw-Fahrers bereits gefährlich weit in Richtung Genickbruch gebogen, ziemlich genau auf der Kante des Fensterrahmens. Daumen und Zeigefinger der etwas dünneren und durchtätowierten Arme des anderen Fahrers steckten in Mund und Nase seines Kontrahenten und versuchten wiederum, dessen vollbärtigen, kurz geschorenen Kopf nach oben zu drücken. Ich hörte ein undefinierbares Kampfgrunzen.

Mit der blanken Faust schlug der obere Fahrer jetzt weiter auf den Kopf seines Gegners ein. Aus dem ebenfalls weißen Lkw daneben erklang ein trunkenes Lachen des dritten Fahrers, der die Schlägerei der beiden Saufkumpane offenbar mit seinem Smartphone aufzeichnete. Erst als ein Martinshorn ertönte und kurz darauf ein Einsatzwagen der Polizei mit Blaulicht vor der Reihe der drei litauischen Lastzüge auf dem seitlich etwas abgelegenen Parkplatz im Gewerbegebiet Frechen hielt, ließen die beiden Streithähne voneinander ab.

Ich ließ die Kamera mit dem Teleobjektiv sinken. Ich war kaum noch in der Lage gewesen, sie wirklich hochzuhalten. Ich scrollte das gute Dutzend Bilder für meinen geplanten Blog, die ich vorhin quasi aus der Hüfte geschossen hatte, noch schnell durch. Die Perspektive ging von unten nach oben und war ein wenig schräg. Links der MAN, rechts der DAF, in der Mitte der Mercedes-Benz Actros. Die Fotos zeigten zwar die Wäsche, die der Fahrer unter der nach vorn geöffneten Motorhaube zum Trocknen aufgehängt hatte, und die von außen an der A-Säule provisorisch montierte Satellitenschüssel. Auch die beiden Campingstühle, der weiße Klapp Tisch mit einem großen Topf inmitten von Dosen und Einmachgläsern, die Plastiktüte von *Lidl* und der braune Pappkarton, um den Gaskocher vor Regen und Wind zu schützen, waren gerade noch zu sehen. Ebenso der für Fahrten durch Frankreich vorgeschriebene

rechteckige gelb-rote Aufkleber: *Attention. Angles Mortes*, der Radfahrer vor dem „Toten Winkel“ warnen sollte. Ein untrügliches Zeichen, dass die Lkws vor allem international unterwegs waren.

Nur die am Boden liegenden leeren Wodkaflaschen hatte ich nicht mehr eingefangen. Lediglich ein Foto schien auf den ersten Blick halbwegs brauchbar, um das für das westliche Auge meiner Leser deutlich erkennbare Elend am Straßenrand einzufangen. Als mahnendes Beispiel des Sozialdumpings an osteuropäischen Lkw-Fahrern.

Das ganze Wochenende war ich mit dem Fahrrad im Gewerbegebiet Frechen unterwegs gewesen und hatte Bilder gemacht, um zu dokumentieren, wo sich die Fahrer möglicherweise gesetzeswidrig aufhielten, ohne dass sie von den zuständigen Behörden kontrolliert wurden. Die Menschen, die am Samstag zum *Bauhaus* oder zu *Möbel Porta* strömten, ignorierten diese Lastzüge, auf deren Ladeflächen die Fahrer kauerten, um sich etwas zum Essen zuzubereiten. Wahrscheinlich nahmen sie es noch nicht einmal wahr.

„Haben Sie die Polizei gerufen?“, fragte die junge Polizeibeamtin mit einem vorwurfsvollen Hauch in der Stimme, einer deutlichen Betonung des „Sie“, die das gedachte „etwa“ quasi einschloss, als ich mit gesenkter Kamera aus dem Hintergrund hervortrat. Ihr Kollege hatte sich bereits den Fahrern im Lkw zugewandt und stand an der geöffneten linken Tür. Sie saßen jetzt brav auf ihren Sitzen, der dritte Mann hatte sein Smartphone schnell sinken lassen.

„Ja“, antwortete ich und reichte ihr meine Visitenkarte. „Jan Bergrath. Ich arbeite seit über vierunddreißig Jahren als freier Fachjournalist für Transport und Logistik in Köln. Wollen Sie auch meinen Presseausweis sehen?“

„Nicht nötig.“ Sie drehte meine Karte gelangweilt in ihren Händen. Ihr Blick fiel auf die Rückseite. „Ach Sie sind das!“, entglitt es ihr. „Zwei Meter groß, freundliches Lachen, aber unerbittlich in der Recherche.“

„Ja, das hat der *Express* einmal über mich geschrieben, nachdem ich einem Kollegen diese unhaltbaren Zustände im Kölner Westen gezeigt hatte. Damit auch das breite Publikum, das jeden Tag beim Einkaufen aus dem Vollen greifen kann, einen Einblick in die erschreckende Parallelwelt des internationalen Gütertransports haben konnte.“ Das lag bereits fünf Jahre zurück. Allein, es hatte nichts genützt. Es hatte sich seither nichts geändert. Im Gegenteil, es war sogar noch schlimmer geworden.

Sie gab mir die Karte zurück. „Hatten Sie nicht gerade erst diese Woche mit unserer Pressestelle in Bergheim Kontakt aufgenommen? Wegen der vielen osteuropäischen Lkws, die jedes Wochenende auf dem Autohof Frechen die Zeit totschiessen?“ Sie nickte Richtung Süden. „Ich erinnere mich noch gut. Wir mussten uns deswegen in der Dienststelle mit Ihrem unterschwelligem Vorwurf der Untätigkeit befassen.“ Sie sah flüchtig zu ihrem Kollegen, der sich die Führerscheine der Fahrer aushändigen ließ.

„Das ist richtig“, entgegnete ich. „Unterschwellig war es sicher nicht.“ Obwohl die Autobahnpolizei Köln mit ihren anerkannten Experten für die Schwerlastkontrolle in unmittelbarer Nähe auf der Raststätte Frechen-Süd an der A4 ihren Sitz hatte, lag die Zuständigkeit für das Gewerbegebiet in Frechen bei der Polizei aus dem Rhein-Erft-Kreis. Die damalige Antwort der Pressestelle, warum die Polizei am Wochenende keine Kontrollen durchführte, lag immer noch wie eine Bürde auf meinem sozialen Gewissen. Bereits seit 2017 hatten wir in Deutschland eine nationale gesetzliche Regelung, dass Lkw-Fahrer ihre langen Wochenruhezeiten nicht im Fahrzeug verbringen durften. Ich hatte selten so einen Unsinn als Antwort gelesen. Eine einzige Ausrede, um nichts tun zu müssen.

Sie schien meine Gedanken zu erraten und deutete auf die parkenden Lastzüge. „Der Schwerpunkt der polizeilichen Überwachung des gewerblichen Personen- und Güterverkehrs liegt in erster Linie in der Kontrolle des fließenden Verkehrs“, erklärte sie. „Hier ruht der Verkehr. Ordnungsgemäß auf einem Parkplatz.“

Eine Gefahr für den Straßenverkehr lässt sich aus dieser Situation nicht unmittelbar ableiten. Schon gar nicht am Sonntagabend.“

„Hier schlagen sich gerade zwei Fahrer tot“, erwiderte ich etwas ungehalten. „Die sind wahrscheinlich sturzbesoffen.“

„Ich weiß“, antwortete sie und deutete selbst auf die beiden Wodkaflaschen am Boden. „Aber es ist Wochenende. Die Fahrer haben jetzt Freizeit.“

„Das sollten Sie doch wahrscheinlich am besten wissen“, ergänzte nun der etwas ältere Polizeihauptkommissar, der mittlerweile dazu gekommen war. Auch er war nicht begeistert. „Wir haben Ihren Blog gelesen, den Sie uns als Beleg mitgeschickt hatten. Wie meine Kollegin schon sagte. In ihrer Freizeit können auch Lkw-Fahrer tun und lassen, was sie wollen. Sogar Alkohol trinken. Solange sie am Sonntag nicht vor zweiundzwanzig Uhr losfahren.“

„Und was ist mit dem potenziellen Restalkohol?“

Der Polizeihauptkommissar blieb seiner Linie treu. „Sie haben erst morgen früh um acht Uhr hier in Frechen einen Abladetermin bei einem Logistikunternehmen.“

Es war eine Ausrede. Ich ließ nicht locker. „So richtig motiviert erscheinen Sie mir nicht gerade.“

Meine wachsende Fassungslosigkeit entlockte dem Polizeihauptkommissar immerhin eine sachdienliche Information. „Der eine Fahrer kommt aus Belarus, der andere aus der Ukraine. Sie arbeiten beide für dasselbe Unternehmen aus Litauen. Sie sind offenbar schon mehrere Wochen auf Tour und angesichts der politischen Weltlage eventuell etwas gereizt. Der Fahrer im Lkw daneben kommt aus Usbekistan. Er fährt ebenfalls für ein litauisches Unternehmen. Er hat angeblich nichts gesehen.“

„Aber es handelt sich um Körperverletzung“, setzte ich nach.

„Solange sich die Fahrer nicht gegenseitig anzeigen, haben wir keine Handhabe“, antwortete der Polizeihauptkommissar. Er klang ein wenig resigniert.

„Ich würde Sie trotzdem bitten, eine Alkoholkontrolle durchzuführen.“

Es war eine reine Fallfrage, ob ein Alkoholtest gemacht wurde, das hatte ich oft geschrieben. Immer öfter gab es brutale Schlägereien betrunkenen Fahrer aus Osteuropa auf den deutschen Autobahnraststätten. Und gelegentlich blieb tatsächlich nach einem Messerangriff im Suff ein Fahrer tot am Boden liegen. „Stimmt, handelt es sich um einfache Körperverletzung, wird diese nur auf Antrag des Geschädigten verfolgt.“ Ich war in meinem Element. „Und ja. Wenn beide Fahrer das nicht wollen, unterbleibt leider meist ein Alkoholtest. Das ist meine traurige Erfahrung über die Jahre. Ist jedoch mit einer Abfahrt der Fahrer am nächsten Tag zu rechnen und ist der Alkoholisierungsgrad erheblich, greift der Präventivgedanke zur Verhinderung einer Trunkenheitsfahrt. So wird es jedenfalls auf der Autobahn gehandhabt.“

„Sie kennen sich ja wirklich gut aus“, vernahm ich die junge Oberkommissarin.

„Das ist richtig. Und ich kann es einfach nicht mehr ertragen, wie alle wegschauen. Im Übrigen bin ich ein Zeuge. Ich könnte die Fahrer anzeigen.“

Ich zeigte der Streife in meiner Kamera eine besonders eindrucksvolle Nahaufnahme. „Ich würde das morgen an Ihre Pressestelle schicken.“

Es dauerte noch einen Augenblick. Widerstrebend gingen die Beamten jetzt doch zum Fahrzeug, holten die Atemkontrollmessgeräte und ließen die beiden Fahrer pusten. Ich folgte ihnen. Ohne die Kamera zu zücken. „Sie hatten recht“, lenkte der ältere Polizist ein. „Einmal drei Komma fünf Promille und einmal zwei Komma acht Promille.“

Ich wusste, dass eine Einzelaktion wenig an der gesamten Problematik ändern würde. Viele dieser Fahrer hatten oft über Wochen ihre Familie nicht gesehen. Gerade am Wochenende brach dann der Frust durch. Im Grunde taten mir diese Fahrer sogar leid. Sie waren einerseits die Opfer eines mittlerweile längst

ausbeuterischen Systems der internationalen Logistik. Andererseits verdienten sie trotzdem mehr als in ihrer Heimat und ernährten davon ihre Familien.

„Und nun?“, fragte die Polizistin.

„Verhindern Sie bitte, dass etwas passiert“, mahnte ich eindringlich.

„Sollen wir ihnen jetzt etwa die Schlüssel abnehmen?“, fragte die Polizistin. „Dann müssen wir ja morgen früh wiederkommen.“

„Im Grunde schon“, sagte ich. „Solange sie noch ins Fahrerhaus können. Dann verzichte ich auf die Anzeige.“ Ich machte eine dramatische Pause. „Das würde mehr Arbeit bedeuten.“

Sie gingen zurück zum Wagen und besprachen sich. Schließlich schritten sie auf die Fahrer zu, die uns die ganze Zeit beobachtet hatten. Es gab eine kleine Debatte, dann rückten beide die Schlüssel raus.

„Zufrieden?“

„Danke“, antwortete ich. „Aber eigentlich dürften diese Fahrer gar nicht hier sein. Und seit August zwanzig ist das aufgrund des *EU-Mobilitätspaketes* nun auch europaweit verboten ...“

Ich hatte den Bogen offenbar etwas überspannt.

„Glauben Sie eigentlich an Gott?“ Der Polizeihauptkommissar war nun ein wenig gereizt.

Für einen Moment verschlug es mir die Sprache. „Nicht wirklich“, erwiderte ich. „Dessen Existenz lässt sich nicht eindeutig nachweisen.“

„Sehen Sie“, brummte er. „So ist das mit diesem *Mobilitätspaket* aus Brüssel. Faktisch nicht zu kontrollieren. Wenden Sie sich beim nächsten Mal bitte gleich an das *Bundesamt für Güterverkehr*. Und jetzt wünschen wir Ihnen noch einen ruhigen Abend.“

„Sie haben sicher nichts dagegen, wenn ich morgen früh noch einmal vorbeikomme?“

Sie stiegen ohne weitere Worte in ihr Einsatzfahrzeug und verließen den Parkplatz. Mein rechter Arm schmerzte ein wenig, als ich die Tasche mit der Kamera gerade noch in den Fahrradkorb

heben konnte. Ich radelte die schmale Straße zur Europaallee und fühlte mich nun doch ermattet. Ein letztes Mal blickte ich zurück auf die drei parkenden Lkws. Die Fahrer aus Belarus und der Ukraine droschen jetzt gemeinsam auf den Fahrer aus Usbekistan ein. Es erfüllte mich mit Zorn.

Die Praxis von Doktor med. Gregor Eulenbruch, Facharzt für Innere Medizin, lag links der Zülpicher Straße, der Demarkationslinie zwischen den beiden Vierteln Lindenthal und Sülz. In einem älteren weißen Wohnhaus. Seine Notfallsprechstunde war am frühen Vormittag. Ich öffnete das Eisengitter und ging die wenigen Stufen zur Hochparterre hinauf. Beim Drücken der Klingel ließ sich die Türe zeitgleich mit dem Ton des Summers öffnen. Die weiße Tür zur Praxis selbst wies mit Aufklebern und Warnhinweisen darauf hin, dass die Corona-Gefahr aus hausärztlicher Sicht noch lange nicht vorbei war.

Auf den ersten Blick war niemand in den Räumlichkeiten zu sehen. Die in hellem Braun gehaltene Empfangstheke mit einem Aktenschrank dahinter war verwaist. Unter einer Aussparung der halbrund nach außen gebogenen Plexiglasscheibe lag eine ockerfarbene Liste. Es war bereits eine Weile her, dass Eulenbruch auf seine letzte, wie er mir einmal anvertraut hatte, ständig kranke Sprechstundenhilfe verzichtet hatte und die Terminvergabe teilweise der Selbstorganisation seiner Stammpatienten überließ. Zwei Leute waren noch vor mir dran. Ich trug meinen Namen und die Uhrzeit ein und betrat grüßend das Wartezimmer. Ein junger Mann mit Rucksack und eine ältere Frau murmelten etwas und blickten weiter auf ihre Mobiltelefone. Es gab nur fünf Stühle und einen Beistelltisch im stahlgrauen rechteckigen Rahmendesign. Die Glasplatte war aus Angst vor einer allgemeinen Ansteckungsgefahr von den politischen Magazinen und den Illustrierten über die Reichen und Schönen befreit. Der Blick ging auf den Garten im Innenhof eines typischen Lindenthaler Häuserblocks. Am

linken Fenster war das schwarze Logo aufgeklebt. Eine stilisierte Eule mit Doktorhut.

Der Drucker im Vorraum setzte sich plötzlich in Gang, aus der Tür neben einem Wandgemälde trat zuerst eine Patientin, wenig später folgte Eulenbruch in strahlend weißer Hose und Hemd, eine weiße FFP-2-Maske verdeckte fast zur Hälfte das aus dem letzten Urlaub noch braun gebrannte Gesicht unter den hochstehenden grauen Haaren. Seit Jahren versuchte er das Gerücht zu zerstreuen, er habe ein Haus in Südfrankreich. Er war etwas jünger als ich und schritt hoch konzentriert zur Theke. „Hier ist Ihr Rezept. Gute Besserung.“ Dann trat er in die Tür zum Wartezimmer. Ich wollte ihm zuwinken, versagte aber bereits im Ansatz. Unsere Augen trafen sich für einen Moment. Er schien mich auf den ersten Blick zu ignorieren, aber er wusste genau, dass ich nur in seine Praxis kam, wenn es wirklich einen ernsthaften Grund gab. „Gehen Sie schon mal rein“, sagte er zu dem jungen Mann. „Ich komme gleich nach.“

Vor genau zwanzig Jahren hatte Eulenbruch seine Praxis eröffnet. Direkt neben einer meiner damaligen Stammkneipen in Sülz, die einmal *Stauss* hieß und für alle nachtaktiven Studenten der Achtzigerjahre in rauchgeschwängelter Luft die Möglichkeit des Poolbillards bot, bevor dort im Rahmen der Gentrifizierung ein französisches Bistro eröffnet hatte. Genau gegenüber lag das *Haus Demmer*, früher *Destille*, zu der man noch weit nach Mitternacht durch gezieltes Klopfen Einlass begehren und bis Sonnenaufgang Darts spielen konnte. Eine Zeit lang hatte Eulenbruch mit väterlicher Fürsorge versucht, seine Klientel aus Sodom und Gomorra, wie er die beiden Kneipen früher bezeichnete, von den Gefahren einer dauerhaften ungesunden Umgebung abzubringen. Irgendwann hatte er den Versuch aufgegeben. Jetzt überwies er die ersten älteren Patienten mit Leberzirrhose oder Lungenkrebs an die Fachabteilungen der nahe liegenden Uniklinik Köln.

Der Drucker schlug wieder an. Der junge Mann wirkte etwas ernüchtert, als er aus dem Zimmer trat. „In Ihrem Alter haben

Sie noch die Möglichkeit entgegenzuwirken“, sprach der Arzt ihm deutlich hörbar Mut zu. „Aber Sie sollten es wirklich auch als Chance begreifen. Je früher Sie mit der Behandlung beginnen, desto größer ist die Hoffnung auf eine Heilung.“ Er rief die ältere Frau zu sich herein.

Ich war jetzt allein im Wartezimmer. Vor sechs Jahren hatte Eulenbruch bei einer vorsorglichen Blutkontrolle einen auffälligen Eiweißwert erkannt und mich zu sich in die Praxis gebeten. Das anschließende Gespräch hatte meiner Euphorie über meinen wachsenden Erfolg als freiberuflicher Journalist einen ersten Dämpfer versetzt. Er hatte Nachweise eines niedrig malignen *Non-Hodgkin-Lymphoms* entdeckt, einer Erkrankung des lymphatischen Systems, quasi unserem körpereigenen Transportsystem, das für die spezifische Abwehr von Krankheitserregern zuständig war. Ich hatte mich nie damit beschäftigt, solange es reibungslos funktionierte. Eulenbruch hatte mich an einen Facharzt für Onkologie am Sachsenring überwiesen. Dieser konnte es nach einer ersten mikroskopischen Basisdiagnose nach einer Knochenmarkspunktion zytomorphologisch nicht richtig zuordnen. Dank einer zunächst immer engmaschigeren Kontrolle blieb mir die drohende medizinische Konsequenz lange erspart. „Watch and Wait“ hieß die Strategie. In Ruhe abwarten.

Im Herbst 2021, mit einem Hämoglobinwert von 7,6 statt der üblichen 12 bis 18 Gramm pro Deziliter bei Männern, also einer Anämie, bei der die roten Blutkörperchen den Sauerstoff im Körper nicht mehr ausreichend transportieren konnten, zeigte sich, dass ich Lymphdrüsenkrebs hatte. Die ersten der rund 150 bis 200 Lymphknoten, die der Mensch hat, waren angeschwollen, ich spürte sie im Halsbereich. Eine weitere Punktion und eine CT hatten es bestätigt. Im Prinzip, das sollte ich so schnell nicht vergessen, war ich axillar, inguinal, mediastinal, retroperitoneal und zervikal von einem Lymphom aus der B-Zell-Reihe befallen, also praktisch überall. Bis auf die Zehenspitzen vielleicht. Die

Milz war gewachsen. Es sollte mein Leben schlagartig ändern. Auch wenn ich nicht sofort in Panik verfallen war.

Ich hatte zuerst noch drei gut bezahlte Podiumsdiskussionen auf einer Nutzfahrzeugmesse in Karlsruhe moderiert, die ich erst kurz zuvor zugesagt hatte. Wenige Tage danach war ich bei einer Presseveranstaltung im Bergischen Land. Zur Präsentation eines nur aus der elektrisch angetriebenen Hinterachse geräuschfreien und umweltschonenden City-Lasters. Als mir dabei selbst die übliche Auswahl der kleinen Gläser mit dem Dessert nicht mehr zusagte, wollte ich mich nur noch setzen. Ich hatte mir zwar nichts anmerken lassen. Aber es war höchste Zeit zu handeln.

Ich unterzog mich kurz danach einer gut fünf Monate dauernden ambulanten Chemotherapie. Bei der R-CHOP-Therapie steht das R für die Immuntherapie mit dem anti-CD20 Antikörper Rituximab. Die Chemotherapie wird mit den Buchstaben CHOP abgekürzt, wobei jeder dieser Buchstaben für einen Wirkstoff steht (C = Cyclophosphamid; H = Doxorubicin; O = Vincristin; P = Prednison). Zum Frühstück zwei Paracetamol, gegen neun Uhr ging es los, Rituximab, Cyclophosphamid, Doxorubicin, Vincristin und Prednison. Alles hintereinander. Sechs Zyklen, einer alle drei Wochen. Nach der ersten Runde, die mir sehr zu schaffen gemacht hatte, begann ich, die Therapie ohne die in einem Begleitheft geschilderten Nebenwirkungen erstaunlich gut zu vertragen. Auch mithilfe von gesunder Ernährung und viel weiblicher Fürsorge. Ich richtete mich darauf ein. Jede Woche wurden die Blutwerte kontrolliert. Nach zehn Tagen konnte ich sogar wieder aufs Rad steigen. Nach dem zweiten Zyklus stieg mein HB-Wert jedes Mal leicht an. Zum Schluss sogar auf 13,4 g/dL. Alles in allem hatte sich mein Knochenmark, in dem die roten und weißen Blutkörperchen gebildet werden, wieder gut erholt.

Ich hatte in meinem beruflichen Umfeld weitestgehend geschwiegen, und da ich sowieso ständig eine Kappe auf dem Kopf trug, eine helle im Sommer, eine dunkle im Winter, fiel der bald einsetzende Haarausfall nicht wirklich auf. Ich hatte einfach, so

gut es ging, meine Arbeit weiter gemacht – deutsche gut organisierte mittelständische Speditionen als meist vorbildliche Unternehmen im Wettbewerb eines brutalen Preiskampfes besucht – und parallel die Standorte der Ausbeutung osteuropäischer Kraftfahrer in Deutschland. Kurz vor Karneval war ich aufgrund der noch einmal ermittelten Blutwerte und der finalen Computertomografie geheilt. So jedenfalls hatte der Onkologe final diagnostiziert.

So jedenfalls hatte ich es verstanden.

Dann merkte ich selbst beim gemächlichen Gang rund um zwei abgelegene Stellplätze unweit des alten Fischereihafens von Bremerhaven, dass ich meine Beine weniger unter Kontrolle hatte. Ich hatte es mir zunächst mit dem winterlichen Trainingsrückstand beim Radfahren nach dem Jahreswechsel erklärt. Trotzdem ging ich mit einem Kollegen der *Nordsee-Zeitung* der Frage nach, warum hier rund achthundert, mit einer Krefelder Nummer neu zugelassene hellblaue zweiachsige Kofferaufleger des Onlinehandelsgiganten *Amazon* als totes Kapital im Wert von rund achtundzwanzig Millionen Euro hinter hohem Stacheldraht an der Küste versteckt waren. Mein Blog danach hatte durchaus für Aufsehen in der Branche gesorgt.

Der Drucker setzte erneut ein. Die ältere Frau nahm freudig ihr Rezept entgegen. „Probieren Sie das einmal aus“, sagte Eulenbruch mit beruhigender Stimme. „Es wird Ihnen sicher guttun.“ Als die Frau die Praxis verließ, klang er wieder ernst. „Gehen Sie schon mal vor, Herr Bergrath.“

Im Sprechzimmer war links an der Wand die Untersuchungs- liege, rechts das graue Regal mit den unzähligen Fachbüchern, vor dem ebenfalls mit Plexiglas abgeschirmten schwarzen Schreibtisch mit dem großen Bildschirm stand ein Stuhl, durch ein rot-weiß gestreiftes, auf dem Boden festgeklebtes und bereits abgewetztes Markierungsband auf genauen Abstand festgelegt. Das gelbe runde Logo mit dem bekannten roten Virus in der Mitte war der alten Anti-Atomkraft-Bewegung nachempfunden. Corona? Nein Danke. Durch einen recht früh erworbenen Vorrat an Impfstoff von

BioNTech hatte mich Eulenbruch als Hochrisikopatient erfolgreich durch die Pandemie gebracht. Nun saß er an seinem Schreibtisch und musterte mich mit kritischen, wachsamem Augen.

„*Europa League?*“, fragte ich. Bei jedem Praxisbesuch tauschten wir uns über die sportliche Situation des *1. FC Köln* aus.

„*Maximal Conference League*“, entgegnete er und erkannte mein Ablenkungsmanöver. „Was kann ich für Sie tun?“

„Ich habe seit dem Ende der ambulanten Chemotherapie sehr schwere Beine und kann seit ein paar Tagen zudem den rechten Arm nicht mehr richtig heben“, antwortete ich ernsthaft und demonstrierte es vor seinen Augen. „Das ist für mich als Journalist gerade nicht so gut. Erst gestern habe ich undercover in einer Kölner Ortsgruppe der AfD recherchiert.“ Eulenbruch verzog weiter keine Miene. „Scherz“, schob ich schnell nach.

„Schon klar“, sagte Eulenbruch in stoischer Ruhe. „Bei Ihrer Vorgeschichte sollten Sie keine Scherze machen.“ Er stand schon wieder auf, trat an meine Seite und hielt seine Hand von oben auf meinen Unterarm. „Drücken Sie bitte mal feste dagegen.“ Ich versuchte es, aber die Kraft reichte einfach nicht. Dann machte er noch ein paar der üblichen Untersuchungen, hörte meine Lunge ab und horchte auf mein Herz. Es schlug etwas schneller als sonst.

„Vielleicht lag es an diesem Rituximab?“, mutmaßte ich. Allein der Name des Antikörpers gegen bestimmte Zellen des Immunsystems, der als einer der ersten Wirkstoffe zur gezielten Krebstherapie bei Lymphomen und Leukämie angewendet wurde, ließ mich retrospektiv etwas erschauern. „Das war der erste Wirkstoff, den ich bei der R-CHOP-Therapie bekommen habe. Den habe ich bei der Infusion nicht so gut vertragen.“

Die Wirkung setzte ganz harmlos ein, zunächst leichte Atemnot, dann bekam ich auf dem etwas besseren Liegesessel vor allen anderen Patienten einen heftigen Schüttelfrost, sodass mir die Sprechstundenhilfe nicht nur eine wärmende Decke, sondern auch noch meine Jacke aus dem Schrank holen musste. Zweimal ließ ich die Infusion unterbrechen, bis das Zeug endlich in meinen

Venen war. Daheim kam ich nach der Taxifahrt nur mit Hilfe die Treppe hoch.

„Was meinen Sie genau?“

„Nun, neben dem bekannten Schüttelfrost ist es mir zum Schluss jedes Mal bis in die Schultern gezogen, die taten am Schluss so weh, auch Tage danach, dass wir die letzte Dosis nach Rücksprache mit dem Onkologen ausgelassen haben. Vielleicht sind das ja jetzt die neurologischen Spätfolgen? Meine Orthopädin hatte auch keine Erklärung, sie meinte, ich sollte mich eventuell mal auf eine mögliche Polyneuropathie untersuchen lassen.“

„Das passt aber nicht zu Ihrer Beschreibung“, wiegelte Eulenbruch ab. „Polyneuropathie ist ein ständiges Nervenkrabbeln und kommt eher vom Wirkstoff *Vincristin*.“

„Kann sein“, antwortete ich, nachdem mir die angelesenen Alternativen ausgegangen waren. „Es schränkt mich einfach total ein. Ich dachte, es ist vorbei. Die erste Therapie hatte doch gut angesprochen.“

Eulenbruch sagte nichts weiter dazu. Er setzte sich wieder an den Schreibtisch, tippte in die Tastatur, stand auf und begleitete mich aus dem Raum. Der Drucker arbeitete. „Ich kann da leider als Ihr Hausarzt nicht viel machen.“ Seine Stimme klang maximal ernst, als er mir im Vorraum die Überweisung in die Hand gab. „Ich wünsche Ihnen gute Nerven.“

Der Arztbrief aus der Neurologie, den ich zur Entlassung am Montag Anfang April 2022 mitbekommen hatte, brachte es auf den Punkt: *Hauptdiagnose: Armheberschwäche und progrediente Schwäche der Beine. Sozialanamnese: selbstständiger Journalist, verheiratet, lebt in Köln. Noxen: kein Nikotin, gelegentlich Alkohol. Covid-19: 3 x geimpft + 1 x genesen. Alter: 64 Jahre. Gewicht: 107,9 Kilogramm. Größe: 204 Zentimeter. Das Herz: rein und rhythmisch. Die Vigilanz: Wach und orientiert.*

Erst nach vielen vergeblichen Versuchen hatte ich Ende März an einem Montag um sieben Uhr einen Notfalltermin in einer neurologischen Praxis am *Elisabeth-Krankenhaus* in Hohenlind bekommen. Der Facharzt hatte die Lage sofort erkannt und eine Lumbalpunktion zur Liquordiagnostik angeordnet. Doch drei seiner Kolleginnen war es am nächsten Tag nicht gelungen, die feine Nadel an einem meiner Lendenwirbel vorbei in den Rückenmarkskanal zu führen, um eine Probe aus dem Nervenwasser zu entnehmen. Ich wurde zur Notaufnahme an die Neurologie der Uniklinik Köln an der Gleueler Straße, einem eigenen Gebäude auf dem weitläufigen Gelände, überwiesen.

Nur dort gab es die Möglichkeit einer radiologisch unterstützten Untersuchung, um auf der Basis der Computertomografie einen gut geeigneten Kanal vorbei an meiner Skoliose zu finden. Nach zehn Tagen bangen Wartens, weiteren Untersuchungen und einer präventiven Gabe von Antibiotika gegen eine mögliche Borreliose, der ich als regelmäßiger Radfahrer durch den Grüngürtel in den beginnenden ersten warmen Tagen des Frühjahrs prinzipiell ausgesetzt war, stand es fest. Eine neurologische Ursache war ausgeschlossen. Ich hatte praktisch die Arschkarte gezogen, wie ich Doktor Eulenbruch per Mail geschrieben hatte. 33 Prozent Lymphomzellen im Liquor gefunden.

„Das ist scheiße“, hatte er geantwortet. Ich bekam zweieinhalb Tage, um mich daheim zu erholen. Schon am Donnerstag danach sollte ich mich in der Onkologie im Bettenhaus der Uniklinik auf der Kerpener Straße vorstellen. Ein Katzensprung – wobei ich mittlerweile froh war, dass ich selbst diese rund fünfhundert Meter ohne Halt zurücklegen konnte.

„Hallo, Herr Bergrath“, holte mich eine freundliche Stimme aus der kurzen Erinnerung in den Vorraum mit zwei braunen Sesseln, einem Tisch ohne Blumen, zwei Trainingsfahrrädern, einem Ständer mit ein paar liegen gebliebenen Büchern und Westernheftchen obenauf und einem Schrank für die Mitarbeitergetränke gegenüber der Pflegedienstleitung zurück. Der zentrale Raum aus

einer silberfarbenen Aluminiumwand mit großen Glasscheiben lag in der Mitte der beiden Gänge mit den Zimmern auf der Südseite, direkt neben den Aufzügen. „Willkommen in der Onkologie. Ich bin Walter Weber hier vom Case Management. Wir hatten vorhin telefoniert. Ich würde Sie gerne hier auf der Station aufnehmen.“

Ich beantworte seine ersten Fragen zu meiner Person und zu meinem allgemeinen Zustand, was das Case Management hier von anderen Stationen unterschied.

„Wie ist Ihre häusliche Situation?“, wollte er wissen.

„Ich wohne dort drüben“, antworte ich und deutete aus der Höhe über meine nahe liegende Dachgeschosswohnung in einem Jugendstilhaus. Der Blick reichte über die Anlagen des südlichen Kölner Chemiegürtels bis zum Siebengebirge. Ich wusste gar nicht, dass es in Sülz, wo ich seit Anfang der Achtzigerjahre wohnte, und dessen Namen sich von Sulpece, einem Fronhof aus dem Jahr 1145, ableitete, so viele Dachterrassen gab. Von einer mittelalterlichen Ansiedlung um eine Tonbrennerei, deren Relikte unter einem Edelrestaurant auf Nachfrage zugänglich waren, hatte sich Sülz von einem einst klassischen Arbeiter- und Gewerbeviertel mit Insidertreffs für die Prostitution immer weiter verändert, nachdem sich zunächst der Sender *RTL* an der Aachener Straße in Braunsfeld angesiedelt hatte. Von einem Stadtteil mit einst sehr günstigen Mieten für die Studenten, urigen Kneipen, die alle einmal Namen wie *Haus Zeyen* – zusammengesetzt aus Haus und dem Betreibernamen – trugen, statt heute *Palanta*, dafür nun mit stark frequentierter Außengastronomie, die dank einer Sondergenehmigung nach der letzten Corona-Welle auch noch die wenigen Pkw-Parkplätze weiter reduzierten.

„In welcher Etage?“

„In der dritten. Wieso?“

„Nun, wir müssen wissen, ob wir Sie ohne Hilfe nach der Behandlung entlassen können.“

Ich schluckte kurz, war aber längst wieder in meinen Gedanken. Kräne bestimmten das Bild. Überall wurde gebaut, in jedem

geeigneten Hinterhof entstanden Lofts, alte Häuserblocks waren abgerissen worden und durch Neubauten ersetzt. Spielplätze entstanden parallel zur Geburtenrate, hier lag Sülz in etwa gleichauf mit Prenzlauer Berg in Berlin. Eine hippe Freizeitgastronomie hatte sich herauskristallisiert, Fahrradboutiquen verkauften jede Woche die rund fünftausend Euro teuren *Urban Arrow* Lastenfahräder für die grüne Kleinfamilie, Bioläden ergänzten das Angebot für wohlstuierte Musiker, TV-Produzenten, Journalisten und natürlich Ärzte. Umgeben von zahlreichen Grünflächen waren Eigentumswohnungen für Normalsterbliche kaum mehr zu bezahlen, die entwürdigenden Schlangen hoffnungsvoll Wartender bei einer Wohnungsbesichtigung wurden immer länger. Auch das kölsche Idiom war in Folge, bis auf wenige Ausnahmen wie etwa dem Eiscafé auf der Sülzburgstraße, aus der Öffentlichkeit verdrängt worden.

„Hallo? Herr Bergrath?“

„Sorry, ja bitte?“

„Leben Sie in einer häuslichen Gemeinschaft.“

„Derzeit nicht.“

Er machte sich Notizen. „Ich würde Sie jetzt gerne in Ihr Zimmer bringen.“

Ich nahm meinen Koffer und folgte ihm. Weber öffnete die Tür gleich neben dem Arztzimmer, wie ich lesen konnte. Es war ein modernes Zwei-Bett-Zimmer. Im Vergleich zur Neurologie. Das Bett am Eingang war bereits belegt. Ein Mann Ende fünfzig, den ich irgendwie vom Sehen kannte, lag regungslos unter der Decke und schlief. Aus einer kleinen Glasflasche an einem blauen Tropfständer führte ein dünner Schlauch über den mit Tape gesicherten Zugang in den Unterarm. Antibiotikum. Kein Tropfen war zu sehen.

„Sie haben das Bett am Fenster“, sagte Weber. Es klang aus seinen Worten wie Poleposition. „Dazu gehört der linke Schrank. Dann werden Sie nicht gestört, wenn ein neuer Patient kommt. Wir ziehen es später noch auf Ihre Länge aus. Ein Mitarbeiter aus